

LUCINDA RILEY
DIE
STURM
Schwester

Roman

**SPIEGEL
Bestseller
Platz 1**

GOLDMANN

Buch

Der Wind und das Wasser, das sind die großen Leidenschaften in Allys Leben, die sie zu ihrem Beruf gemacht hat: Sie ist Seglerin und hat bei manch riskanter Regatta auf den Meeren der Welt ihren Mut unter Beweis gestellt. Eines Tages aber stirbt völlig überraschend ihr geliebter Vater Pa Salt, und Ally reist zu dem Familiensitz am Genfer See. Wie auch ihre fünf Schwestern wurde sie als kleines Mädchen von Pa Salt adoptiert und kennt ihre wahren Wurzeln nicht. Ihr Vater hinterlässt ihr aber einen rätselhaften Hinweis auf ihre Vorgeschichte – die Biografie eines norwegischen Komponisten aus dem 19. Jahrhundert, in dessen Leben die junge Sängerin Anna Landvik eine schicksalhafte Rolle spielte. Allys Neugier ist geweckt, und sie begibt sich auf Spurensuche in das raue Land im Norden. Sofort ist sie zutiefst fasziniert von der wilden Schönheit der Landschaft, aber auch von der betörenden Welt der Musik, die sich ihr dort eröffnet. Und als sie schließlich dem Violinisten Thom begegnet, der ihr auf unerklärliche Weise vertraut ist, fängt sie an zu ahnen, dass ihre jugendliche Liebe zur Musik kein Zufall war ...

Weitere Informationen zu Lucinda Riley sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie unter www.penguin.de/Autor/Lucinda-Riley/p411595.rhd.

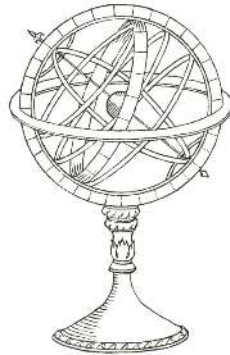
LUCINDA RILEY

Die Sturmschwester

Der zweite Band der
»Sieben-Schwestern«-Reihe

ROMAN

Deutsch von Sonja Hauser



 GOLDMANN

Die Originalausgabe erscheint 2015 unter dem Titel »The Storm Sister« bei Macmillan, an imprint of Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers Limited, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

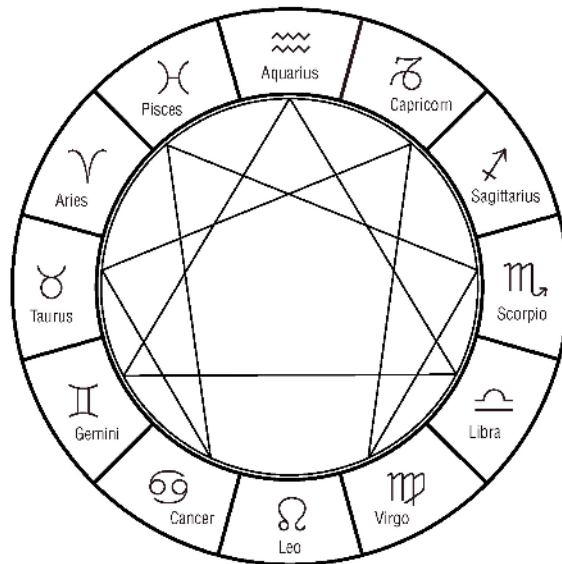
Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

© der Originalausgabe 2015 by Lucinda Riley
© der deutschsprachigen Ausgabe November 2015 by Wilhelm
Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Covergestaltung: Uno Werbeagentur, München
Covermotiv: Getty Images/hpdeutsch, Getty
Images/VisitBritain/Joe Cornish, Getty Images / Copyright
Anek, FinePic®, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-16656-4
V019

www.goldmann-verlag.de

*Für Susan Moss,
meine »Seelenschwester«*



»Wir sind alle in der Gosse, aber manche von uns blicken hinauf zu den
Sternen.«

Oscar Wilde

PERSONEN

»Atlantis«

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von »Atlantis«
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

Die Schwestern d'Aplière

Maia

Ally (Alkyone)

Star (Asterope)

CeCe (Celaeno)

Tiggy (Taygeta)

Elektra

Merope (fehlt)

Jonas Halvorsen ⚭ Margarete Trolle
* 21. Jan. 1830 * 23. März 1834
+ 2. Dez. 1890 + 1. April 1887

*Stammbaum der
Familie Halvorsen*

Jens Halvorsen ⚭ Anna Andersdatter Landvik
* 15. Juli 1855 * 27. Juni 1857
+ 30. März 1921 + 22. Okt. 1907

Solveig Anna Halvorsen
* 8. Nov. 1877
+ 8. Nov. 1877

Edvard Horst Halvorsen ⚭ Astrid Thorsen
* 30. Aug. 1884 * 10. Aug. 1899
+ 15. Aug. 1985 + 12. Nov. 1995

Jens (Pip) Halvorsen ⚭ Karine Rosenblum
* 1. Okt. 1917 * 16. Mai 1921
+ 14. April 1940 + 14. Apr. 1940

Felix Mendelssohn Halvorsen
* 15. Nov. 1938

Thom Felix Halvorsen
* 1. Juni 1977

ALLY

Juni 2007

Morgenstimmung



The image shows a single line of musical notation on a five-line staff. It begins with a treble clef, followed by a key signature of three sharps (F#, C#, G#), and a common time signature (C). The melody consists of two phrases, each under a slur. The first phrase starts on a dotted quarter note, followed by eighth notes. The second phrase starts on a quarter note, followed by eighth notes. The piece concludes with a fermata over a final note.

Allegretto pastorale *Edvard Grieg*

I

Ägäis

Nie werde ich vergessen, wo ich war und was ich tat, als ich hörte, dass mein Vater gestorben war.

Ich sonnte mich nackt auf dem Deck der *Neptun*, Theos Hand schützend auf meinem Bauch. Der menschenleere Goldstrand der Insel vor uns schimmerte, eingebettet zwischen Felsen, im Licht der Sonne, und das kristallklare, türkisblaue Wasser, das träge am Ufer leckte, schäumte wie die Milch auf einem Cappuccino.

So träge, dachte ich, wie ich.

Am Abend zuvor waren wir bei Sonnenuntergang in einer kleinen Bucht vor einer der griechischen Makares-Inseln vor Anker gegangen und mit zwei Kühlboxen an Land gewatet. Die eine war mit frischen Meeräschen und Sardinen gefüllt, die Theo gefangen hatte, die andere mit Wein und Wasser. Als ich die meine schwer atmend auf dem Sand abstellte, hatte Theo mich zärtlich auf die Nase geküsst.

»Wie Schiffbrüchige auf unserer eigenen verlassenen Insel«, hatte er verkündet und die Arme ausgebreitet. »Ich sammle Brennholz, damit wir den Fisch braten können.«

Ich hatte ihm nachgesehen, wie er auf die im Halbrund um die Bucht gruppierten Felsen zugegangen war, zwischen denen knochentrockene Büsche wuchsen. Trotz seines eher schmalen Körpers war er ein Weltklassesegler, und dazu brauchte man Kraft. Verglichen mit anderen Männern aus den Crews in Segelwettbewerben, die ausschließlich aus Muskeln zu bestehen schienen, wirkte Theo fast zierlich. Zu den ersten Dingen, die mir an ihm aufgefallen waren, gehörte sein schiefer Gang. Inzwischen wusste ich, dass er sich als Kind beim Sturz von einem Baum den Knöchel gebrochen hatte, der nie richtig zusammengewachsen war.

»Wahrscheinlich bin ich deshalb für ein Leben auf dem Wasser

prädestiniert. Auf dem Boot merkt keiner, wie lächerlich ich an Land watschle«, hatte er schmunzelnd erzählt.

Wir hatten den Fisch gebraten und uns unter dem Sternenhimmel geliebt. Der folgende Morgen war unser letzter gemeinsamer an Bord gewesen. Kurz bevor ich beschloss, wieder mit der Außenwelt in Kontakt zu treten, indem ich mein Handy einschaltete, und erfuhr, dass mein Leben in Scherben lag, hatte ich völlig entspannt neben ihm geruht. Und vor meinem geistigen Auge wie in einem surrealen Traum Revue passieren lassen, wie ich an diesen wundervollen Ort gelangt war ...

Das erste Mal war ich ihm etwa ein Jahr zuvor bei der Heineken-Regatta in Sint Maarten in der Karibik begegnet. Als die Siegercrew mit einem Diner feierte, hatte ich zu meiner Begeisterung festgestellt, dass ihr Skipper Theo Falys-Kings war, in der Segelwelt berühmt, weil er bei Rennen in den vergangenen fünf Jahren mehr Mannschaften zum Sieg geführt hatte als jeder andere Kapitän.

»Er ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe«, gestand ich Rob Bellamy, einem alten Segelkameraden, mit dem ich im Schweizer Nationalteam gesegelt war, mit leiser Stimme. »Mit der Hornbrille sieht er aus wie ein Nerd«, fügte ich hinzu, während ich beobachtete, wie er aufstand und an einen anderen Tisch trat, »und er hat einen merkwürdigen Gang.«

»Er ist nicht gerade der muskelbepackte Bilderbuchathlet«, pflichtete Rob mir bei, »aber als Segler das reinste Genie, denn er hat einen sechsten Sinn fürs Wasser. Bei stürmischer See würde ich keinem Skipper mehr vertrauen als ihm.«

Als Rob mich später am Abend Theo vorstellte, musterte mich dieser nachdenklich mit seinen grünen, haselnussbraun gesprenkelten Augen.

»Du bist also die berühmte Al d'Aplièse.«

Sein britischer Akzent klang freundlich und ruhig. »Der zweite Teil stimmt«, entgegnete ich, verlegen über das Kompliment, »doch soweit ich weiß, bist *du* der deutlich Berühmtere von uns beiden.«

Er schmunzelte.

»Was ist so komisch?«, erkundigte ich mich.

»Offen gestanden hatte ich nicht *dich* erwartet.«

»Wie meinst du das?«

Da wurde Theo von einem Fotografen abgelenkt, der eine Aufnahme vom Team machen wollte, weswegen ich nie erfuhr, was er damit hatte sagen wollen.

Danach kreuzten sich unsere Wege immer wieder bei gesellschaftlichen Anlässen anlässlich der Regatten. Er hatte etwas Dynamisches und ein leises, angenehmes Lachen, das die Menschen trotz seiner augenscheinlichen Reserviertheit anzog. Bei offiziellen Anlässen trug er als Zugeständnis ans Protokoll und an die Sponsoren für gewöhnlich Chinos und ein verknittertes Leinenjackett, doch seine uralten Segelschuhe und seine widerspenstigen braunen Haare ließen ihn immer aussehen, als wäre er gerade vom Boot gekommen.

Unsere Begegnungen wirkten ein wenig wie ein Eiertanz. Obwohl sich unsere Blicke immer wieder trafen, machte Theo keine Anstalten, unser erstes Gespräch fortzuführen. Erst nach dem Sieg meines Teams in Antigua, beim Lord Nelson's Ball, der das Ende der Regattawoche markierte, tippte er mir auf die Schulter.

»Gut gemacht, Al«, lobte er mich.

»Danke«, sagte ich, befriedigt darüber, dass unsere Crew ausnahmsweise der seinen überlegen gewesen war.

»Diese Saison habe ich schon viel Gutes über dich gehört, Al. Hättest du Lust, im Juni bei der Zykladenregatta in meinem Team mitzumachen?«

Mir war bereits ein Platz in einer anderen Crew angeboten worden, aber ich hatte noch nicht zugesagt. Theo sah mein Zögern.

»Du bist schon vergeben?«

»Vorläufig, ja.«

»Hier ist meine Visitenkarte. Überleg's dir und lass es mich bis Ende der Woche wissen. Jemanden wie dich könnte ich an Bord gut gebrauchen.«

»Danke.« Innerlich schob ich mein Zögern bereits beiseite. Wer hätte sich schon die Chance entgehen lassen, im Team des Mannes zu segeln, der als »König der Meere« bekannt war? »Eine Frage noch«, rief ich ihm nach, als er sich von mir entfernte, »warum hast du bei unserem letzten Gespräch

gesagt, du hättest nicht ›mich‹ erwartet?«

Er musterte mich kurz. »Ich kannte dich nicht persönlich und hatte lediglich das eine oder andere über deine Fähigkeiten als Seglerin gehört. Und ich hatte etwas anderes erwartet. Gute Nacht, Al.«

Auf dem Weg zurück zu der kleinen Pension am Hafen, wo die Straßenlaternen die farbigen Häuserfronten in einen warmen nächtlichen Schimmer tauchten und das träge Gemurmel der Gäste aus den Bars und Cafés zu mir herüberdrang, war ich im Geist noch einmal unser Gespräch durchgegangen und hatte mich gefragt, warum Theo mich so faszinierte.

In meinem Zimmer hatte ich ihm gleich eine Mail geschrieben, um zuzusagen, vor dem Abschicken jedoch geduscht und sie danach noch einmal gelesen. Und war rot geworden, weil sie so begeistert klang. Also hatte ich den Entwurf zunächst nur abgespeichert, ohne ihn abzusenden, mich aufs Bett gelegt und meine vom Rennen verkrampften Arme gestreckt.

»Das wird bestimmt eine interessante Regatta«, hatte ich schmunzelnd gemurmelt.

Als ich die E-Mail schließlich abgeschickt hatte, war Theo postwendend darauf eingegangen und hatte mir erklärt, wie sehr er sich über meine Zusage freue. Doch einige Wochen später an Bord der fürs Rennen aufgetakelten Hanse-540-Jacht im Hafen von Naxos, zu Beginn des Trainings für die Zykladen-Regatta, war ich dann plötzlich nervös geworden.

Der Wettbewerb war nicht sonderlich anspruchsvoll, weil eine Mischung aus ernsthaften Sportsleuten und Wochenendseglern mitmachte, alle angelockt durch die Aussicht auf acht Tage fabelhaften Segelns zwischen einigen der schönsten Inseln der Welt. Mir war klar, dass wir als eines der erfahrensten Teams als potenzielle Sieger gehandelt wurden.

Theo stellte bekanntermaßen gern junge Crews zusammen, weil er diese noch formen konnte. Mein Freund Rob Bellamy und ich waren mit unseren dreißig Jahren die ältesten und erfahrensten der Mannschaft. Die anderen in dem sechsköpfigen Team waren alle Anfang zwanzig: Guy, ein stämmiger Engländer, Tim, ein lässiger Australier, und Mick, halb Deutscher, halb Grieche, der die Ägäis kannte wie seine Westentasche.

Obwohl ich sehr gern mit Theo segeln wollte, hatte ich mich nicht blind auf dieses Wagnis eingelassen, sondern mir Informationen über den rätselhaften »König der Meere« aus dem Internet beschafft und mit Leuten gesprochen, die schon einmal mit ihm unterwegs gewesen waren.

Und herausgefunden, dass er Brite war und in Oxford studiert hatte, was seinen Akzent erklärte, doch im Internet hieß es, er sei amerikanischer Staatsbürger, der das Segelteam von Yale mehrfach zum Sieg geführt habe. Ein Freund von mir wusste, dass er aus einer wohlhabenden Familie stammte, ein anderer, dass er auf einem Boot wohnte.

»Perfektionist«, »Kontrollfreak«, »nie zufrieden«, »Workaholic«, »Frauenfeind« ... Auch diese Einschätzungen hatte ich gehört, letztere von einer anderen Seglerin, die behauptete, in seiner Crew übergangen und schlecht behandelt worden zu sein, was mich ins Grübeln brachte. Doch der Grundtenor lautete: »Der absolut beste Skipper, mit dem ich je gesegelt bin.«

An meinem ersten Tag an Bord begriff ich, warum Theo bei seinen Kollegen so großen Respekt genoss. Ich war laute Skipper gewohnt, die Anweisungen und Beschimpfungen herausbrüllten. Theos zurückhaltende, wortkarge Art war etwas völlig Neues. Er beobachtete uns aus der Distanz. Am Ende des Tages rief er uns dann zusammen und fasste mit ruhiger Stimme unsere Stärken und Schwächen zusammen. Da merkte ich, dass ihm nichts entging, und seine natürliche Autorität bewirkte, dass wir alle an seinen Lippen hingen.

»Und Guy: keine heimlichen Zigaretten mehr bei einer Übungseinheit unter Regattabedingungen«, sagte er zum Abschied mit einem schiefen Grinsen.

Guy wurde tiefrot bis unter die Spitzen seiner blonden Haare. »Der Kerl muss Augen im Hinterkopf haben«, murmelte er mir zu, als wir von Bord trotteten, um zu duschen und uns zum Essen umzuziehen.

An jenem ersten Abend ging ich noch mit den anderen aus, weil ich mich so darüber freute, bei ihnen mitmachen zu dürfen. Vom Hafen von Naxos aus sahen wir die erhellte alte Burgstadt über dem Ort sowie das Gewirr der Gassen, die sich zwischen den weiß getünchten Häusern hindurchschlängelten. In den Lokalen am Hafen wimmelte es von Seglern

und Touristen, die eifrig den frischen Meeresfrüchten und dem Ouzo zusprachen. In einer der hinteren Straßen entdeckten wir ein kleines Familienlokal mit wackeligen Holzstühlen und nicht zueinander passenden Tellern. Seine Hausmannskost war genau das, was wir nach einem langen Tag auf dem Boot brauchten, weil wir von der Salzlucht einen Bärenhunger hatten.

Die Männer beobachteten mit großen Augen, wie ich mich mit gesundem Appetit über eine Riesenportion Moussaka und Reis hermachte. »Habt ihr noch nie eine Frau essen sehen?«, fragte ich spöttisch und riss ein Stück Fladenbrot ab.

Theo stimmte mit dem einen oder anderen trockenen Kommentar in das allgemeine Geplänkel ein, verabschiedete sich jedoch unmittelbar nach dem Essen, während die anderen sich in die Bars der Gegend aufmachten. Ich folgte ihm kurz darauf. In meiner Zeit als Seglerin hatte ich gelernt, mich von den nächtlichen Eskapaden der Jungs fernzuhalten.

In den nächsten Tagen wuchsen wir unter dem nachdenklichen Blick aus Theos grünen Augen schnell zu einem effizienten Team zusammen, und meine Bewunderung für seine Methoden wuchs von Stunde zu Stunde. An unserem dritten Abend auf Naxos war ich, erschöpft von einem besonders anstrengenden Tag unter der sengenden Sonne der Ägäis, die Erste, die sich nach dem Essen erhob.

»Leute, ich mach mich vom Acker.«

»Ich auch. Gute Nacht, Jungs. Morgen an Bord möchte ich keinen mit Kater erleben«, ermahnte Theo die anderen und folgte mir aus dem Lokal. »Darf ich dich begleiten?«, fragte er draußen.

»Natürlich«, antwortete ich, ein wenig nervös, weil wir das erste Mal allein waren.

Als wir über die schmalen, kopfsteingepflasterten Straßen zurück zu unserer Pension gingen, erhellte das Mondlicht die kleinen weißen Häuser mit ihren blau gestrichenen Türen und Fensterläden. Ich gab mir Mühe, das Gespräch am Laufen zu halten, während Theo lediglich das eine »Ja« oder »Nein« beisteuerte, und allmählich begann seine Wortkargheit mich zu ärgern.

Im Eingangsbereich unserer Pension wandte er sich unvermittelt mir zu. »Du bist die geborene Seglerin, Al, die meisten anderen in unserer Crew können dir nicht das Wasser reichen. Wer hat dir das beigebracht?«

»Mein Vater«, antwortete ich, überrascht über das Kompliment. »Er hat mich von Kindesbeinen an auf den Genfer See mitgenommen.«

»So, so, Genf. Das erklärt den französischen Akzent.«

Ich rechnete mit dem üblichen Kommentar: »Nun sag doch mal einen sexy Satz auf Französisch«, der den meisten Männern in einer solchen Situation einfiel, doch der blieb aus.

»Dein Vater muss ein Supersegler sein – du hast ihm ganz schön viel abgeguckt.«

»Danke.«

»Wie fühlst du dich als einzige Frau an Bord? Obwohl das wahrscheinlich nicht das erste Mal ist«, fügte er hastig hinzu.

»Offen gestanden denke ich nicht darüber nach.«

Er sah mich durch die Gläser seiner Hornbrille an. »Tatsächlich? Sei mir nicht böse, aber das kaufe ich dir nicht ab. Manchmal habe ich das Gefühl, dass du deswegen überkompensierst, und dann machst du Fehler. Ich würde dir raten, dich zu entspannen und einfach du selbst zu sein. Aber für heute erst mal gute Nacht.« Er verabschiedete sich mit einem kurzen Lächeln und stieg die weiß gefliesten Stufen zu seinem Zimmer hinauf.

In jener Nacht kribbelten die gestärkten weißen Laken auf meiner Haut, und meine Wangen glühten wegen seiner Kritik. Konnte *ich* denn etwas dafür, dass Frauen nach wie vor eine relative Seltenheit – oder, wie manche meiner männlichen Kollegen zweifelsohne gesagt hätten, eine absolute Neuheit – auf professionellen Rennbooten waren? Und für wen hielt Theo Falys-Kings sich eigentlich?! Wie kam er dazu, Leute zu analysieren, die nicht analysiert werden wollten?

Ich hatte immer geglaubt, gut als Frau in einer von Männern dominierten Welt zurechtzukommen, und war stets in der Lage gewesen, freundliche Sticheleien zu parieren. Zu diesem Zweck hatte ich mir einen Schutzpanzer und zwei unterschiedliche Persönlichkeiten zugelegt: »Ally« zu Hause, »Al« im Beruf. Natürlich war es oft hart, und ich hatte gelernt, den Mund zu

halten, besonders bei eindeutig sexistischen Äußerungen oder Blondinenwitzen. Solchen Bemerkungen beugte ich vor, indem ich meine rotgoldenen Locken streng aus dem Gesicht gekämmt und zu einem Pferdeschwanz gefasst und keinerlei Make-up trug. Außerdem schuftete ich an Bord genauso hart wie die Männer – vielleicht, dachte ich erzürnt, sogar noch härter.

Nachdem ich mich eine Weile schlaflos hin und her gewälzt hatte, erinnerte ich mich daran, dass mein Vater mir erklärt hatte, ein Großteil der Verärgerung über Kritik rühre für gewöhnlich daher, dass ein Körnchen Wahrheit darin stecke. Und als Stunde um nächtliche Stunde verging, musste ich schließlich zugeben, dass Theo wahrscheinlich recht hatte. Ich war einfach nicht »ich selbst«.

Am folgenden Abend begleitete Theo mich erneut zurück zur Pension. Trotz seines schwächtigen Körpers machte er mich nervös, und ich begann zu stottern. Er lauschte schweigend, während ich mich abmühte, ihm meine beiden Persönlichkeiten zu erklären.

»Mein Vater«, bemerkte er dann, »von dessen Meinung ich normalerweise nicht allzu viel halte, hat einmal gesagt, dass Frauen die Welt regieren würden, wenn sie nur ihre Stärken ausspielten und aufhörten, wie Männer sein zu wollen. Vielleicht solltest du das auch versuchen.«

»Als Mann sagt sich das leicht, aber hat dein Vater je in einer von Frauen beherrschten Umgebung gearbeitet? Und wäre er dort ›er selbst‹«, konterte ich, verärgert darüber, so herablassend behandelt zu werden.

»Gutes Argument«, pflichtete Theo mir bei. »Ein bisschen würde es möglicherweise schon helfen, wenn ich dich ›Ally‹ nenne. Das passt viel besser zu dir als ›Al‹. Wäre dir das recht?«

Bevor ich antworten konnte, blieb er abrupt in dem pittoresken Hafen stehen, in dem kleine Fischerkähne sanft zwischen größeren Jachten und Motorbooten schaukelten, schaute zum Himmel hinauf und sog mit geblähten Nasenflügeln die Luft ein, um herauszufinden, welches Wetter der Morgen bringen würde. Da ich das bisher nur bei alten Seebären gesehen hatte, musste ich schmunzeln.

Er wandte sich mir mit einem fragenden Blick zu. »Was ist so komisch?«

»Nichts. Und sag ruhig ›Ally‹ zu mir.«

»Danke. Lass uns nach Hause gehen. Morgen wird ein harter Tag.«

Auch in jener Nacht schlief ich schlecht, weil mir unser Gespräch keine Ruhe ließ. Und das mir, die ich, besonders in Trainings- und Wettbewerbsphasen, immer tief und fest schlummerte.

In den folgenden Tagen stellte ich fest, dass Theos Rat mir nicht half, dass ich vielmehr zahlreiche dumme Fehler machte und mir vorkam wie eine Anfängerin. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, doch erstaunlicherweise hörte ich, obwohl meine Teamkameraden mich neckten, kein einziges Wort der Kritik von Theo.

Am fünften Abend nahm ich, weil mir meine Patzer peinlich waren, nicht einmal am gemeinsamen Dinner der Crew teil und aß auf der kleinen Terrasse der Pension Brot, Fetakäse und Oliven. Meinen Kummer ertränkte ich mit dem herben Rotwein, den mir die Pensionswirtin einschenkte. Nach etlichen Gläsern wurde mir schwindlig, und ich fing an, mich in Selbstmitleid zu suhlen. Als ich mich schwankend vom Tisch erhob, um ins Bett zu gehen, betrat Theo die Terrasse.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte er sich und schob seine Brille hoch.

Ich sah ihn mit verschwommenem Blick an. »Ja«, antwortete ich und setzte mich hastig wieder hin.

»Die anderen machen sich Sorgen, weil du heute Abend nicht aufgetaucht bist. Du bist doch nicht krank?«

»Nein.« Bittere Galle stieg mir in den Mund. »Mir geht's gut.«

»Du kannst es mir ruhig sagen, wenn du dich nicht wohlfühlst. Das wird mein Urteil über dich nicht beeinflussen. Darf ich mich setzen?«

Ich schwieg, weil ich fürchtete, mich übergeben zu müssen. Er nahm auf dem Plastikstuhl mir gegenüber Platz.

»Wo liegt das Problem?«

»Da ist keins«, presste ich hervor.

»Ally, du bist schrecklich blass. Fehlt dir wirklich nichts?«

»Ich ... Entschuldigung.«

Ich schaffte es gerade noch bis zum Rand der Terrasse, wo ich mich auf das Pflaster davor übergab.

»Du Arme.« Ich spürte, wie sich zwei Hände um meine Taille schlossen. »Besonders gut scheint es dir doch nicht zu gehen. Ich helfe dir in dein Zimmer. Welche Nummer hast du?«

»Alles in Ordnung«, murmelte ich entsetzt über das, was soeben geschehen war, ausgerechnet vor Theo Falys-Kings, den ich doch so gern beeindrucken wollte. Schlimmer hätte es nicht kommen können.

»Komm.« Er hob meinen schlaffen Arm über seine Schulter und trug mich halb an den anderen Gästen vorbei, die mich mit abschätzigem Blick anstarrten.

In meinem Zimmer musste ich mich noch ein paarmal übergeben, aber wenigstens in die Toilette. Als ich schließlich herauskam, wartete Theo auf mich, bereit, mir ins Bett zu helfen.

»Am Morgen bin ich wieder in Ordnung, das verspreche ich«, stöhnte ich.

»Das sagst du nun schon zwei Stunden und übergibst dich dabei die ganze Zeit«, erwiderte er nüchtern und wischte mir mit einem kühlen, feuchten Tuch den klebrigen Schweiß von der Stirn.

»Geh ins Bett, Theo«, bat ich ihn schwach. »Wirklich, ich bin auf dem Weg der Besserung. Ich brauche nur ein bisschen Schlaf.«

»Ich gehe bald.«

»Danke, dass du dich um mich gekümmert hast«, murmelte ich, als mir die Augen zufielen.

»Schon gut, Ally.«

Und dann, im Reich zwischen Wachen und Träumen, sagte ich lächelnd: »Ich glaube, ich liebe dich.«

Als ich am folgenden Morgen aufwachte, fühlte ich mich noch ein wenig wackelig, aber besser. Beim Aufstehen stolperte ich über Theo, der sich ein Kissen genommen hatte und tief und fest auf dem Boden schlief. Ich ging ins Bad, schloss die Tür, sank auf den Rand der Wanne. Nun fielen mir die Worte ein, die ich am Abend zuvor gedacht – oder am Ende gar *ausgesprochen* – hatte.

Ich glaube, ich liebe dich.

Wo um Himmels willen war das hergekommen? Oder hatte ich es nur geträumt? Mir war sehr übel gewesen, vielleicht hatte ich halluziniert.

Hoffentlich, stöhnte ich innerlich, den Kopf in die Hände gestützt. Aber wieso erinnerte ich mich so deutlich, wenn ich es nicht tatsächlich gesagt hatte? Am Ende dachte Theo, dass ich es ernst gemeint hatte.

Als ich schließlich aus dem Bad kam, wollte Theo gerade in sein eigenes Zimmer, um zu duschen. In zehn Minuten, erklärte er mir, würde er zurückkommen und mich zum Frühstück begleiten.

»Geh lieber allein«, entgegnete ich. »Das möchte ich nicht riskieren.«

»Ally, du musst etwas essen. Wenn du das Frühstück nicht bei dir behalten kannst, darfst du leider erst wieder an Bord, sobald das geht. Du kennst die Regeln.«

»Okay«, sagte ich niedergeschlagen. Gott, wie peinlich!, dachte ich.

Fünfzehn Minuten später betraten wir die Terrasse gemeinsam. Die anderen Mitglieder der Crew, die bereits am Tisch saßen, begrüßten uns mit einem spöttischen Grinsen. Am liebsten hätte ich ihnen allen eine Ohrfeige gegeben.

»Ally hat sich den Magen verdorben«, teilte Theo ihnen mit, als wir uns setzten. »Aber so, wie du aussiehst, Rob, hast du auch nicht allzu viel Schlaf gekriegt.« Die anderen schmunzelten über Rob, der verlegen mit den Achseln zuckte, während Theo ganz ruhig die geplante Trainingseinheit erläuterte.

Ich lauschte schweigend, dankbar dafür, dass er das Gespräch von mir abgelenkt hatte, doch mir war klar, was die anderen mutmaßten. Ironischerweise täuschten sie sich. Ich hatte mir geschworen, niemals mit jemandem aus einer Crew zu schlafen, weil ich wusste, wie schnell man in der kleinen Welt der Segler als Frau einen schlechten Ruf bekam. Den ich nun, so schien es, ganz ohne mein Zutun hatte.

Immerhin gelang es mir, das Frühstück bei mir zu behalten, und ich durfte an Bord. Von diesem Moment an gab ich mir größte Mühe, allen – besonders ihm – klarzumachen, dass ich nicht das geringste Interesse an Theo Falys-Kings hatte. Während der Übungseinheiten hielt ich so viel Distanz zu ihm, wie auf dem kleinen Boot möglich war, und gab ihm nur einsilbige Antworten. Und abends zwang ich mich nach dem Essen, bei den anderen sitzen zu bleiben, wenn er aufstand und in die Pension

zurückkehrte.

Weil ich ihn, redete ich mir ein, nicht liebte. Und auch nicht wollte, dass irgendjemand das glaubte. Doch während ich mich daranmachte, die anderen davon zu überzeugen, wurde mir klar, dass ich selbst nicht überzeugt war. Ich ertappte mich dabei, wie ich ihn anstarrte, wenn ich dachte, er merke es nicht. Ich bewunderte die ruhige, gesetzte Art, wie er mit der Crew umging, und seine einfühlsamen Kommentare, die uns zusammenschweißten und dafür sorgten, dass wir als Team funktionierten. Und seinen durchtrainierten Körper, denn wieder und wieder erwies er sich als der Fitteste und Stärkste von uns.

Jedes Mal, wenn meine Gedanken in diese gefährliche Richtung wanderten, versuchte ich, sie zurückzuholen. Plötzlich fiel mir auf, wie oft Theo ohne Hemd herumlief. Zugegeben, tagsüber war es ausgesprochen heiß, aber musste er die Seekarten wirklich oben ohne studieren ...?

»Brauchst du etwas, Ally?«, fragte er mich einmal, als er sich zu mir umdrehte und mich dabei erwischte, wie ich ihn beobachtete.

Ich weiß nicht mehr, was ich murmelte, als ich mich mit tiefrotem Gesicht abwandte.

Zum Glück verlor er kein Wort über das, was ich möglicherweise in der Nacht, in der mir so übel gewesen war, gesagt hatte, und so begann ich mir einzureden, dass ich es nur geträumt hatte. Aber ich wusste, dass etwas Unwiderrufliches mit mir passiert war, etwas, über das ich zum ersten Mal im Leben keine Kontrolle hatte. Nicht nur meine sonst so zuverlässigen Schlafphasen, sondern auch mein gesunder Appetit verließen mich. Wenn es mir tatsächlich gelang wegzudösen, träumte ich so lebhaft von ihm, dass ich beim Aufwachen vor Scham errötete, und in seiner Anwesenheit wurde ich noch unbeholfener. Als Teenager waren mir harte Thriller immer lieber gewesen als Liebesgeschichten. Doch wenn ich nun die Symptome analysierte, blieb mir nur ein Schluss: Ich war in Theo Falys-Kings verschossen.

Am letzten Abend der Trainingsphase erhob sich Theo nach dem Essen vom Tisch, um uns zu sagen, dass wir alle wunderbare Arbeit geleistet hätten und er sich große Hoffnungen auf den Gewinn der bevorstehenden

Regatta mache. Als ich nach dem Toast zur Pension aufbrechen wollte, sah er mich an.

»Ally, mit dir wollte ich noch etwas besprechen. Die Vorschriften besagen, dass ein Mitglied der Crew für die Erste Hilfe zuständig ist. Das ist eine reine Formalie, man muss nur ein paar Dokumente unterschreiben. Würdest du das übernehmen?« Er deutete auf eine Plastikmappe und nickte in Richtung eines freien Tisches.

»Ich habe keine Ahnung von Erster Hilfe. Und nur, weil ich eine Frau bin«, fügte ich trotzig hinzu, als wir uns an den Tisch setzten, »heißt das nicht, dass ich Kranke besser versorgen kann als ein Mann. Warum bittest du nicht Tim oder einen der andern?«

»Vergiss es, Ally. Das war nur ein Vorwand. Schau.« Theo nahm zwei leere Blätter aus der Mappe. »Gut«, sagte er dann und reichte mir einen Stift, »zum Schein unterhalten wir uns nun über Erste Hilfe. Und parallel dazu reden wir über das, was du mir an dem Abend, an dem du so krank warst, gesagt hast: dass du glaubst, du liebst mich. Ally, ich denke, ich empfinde das Gleiche für dich.«

Ich sah ihn ungläubig an, weil ich meinte, er mache sich über mich lustig, doch er war damit beschäftigt, die leeren Seiten umzublättern.

»Ich würde vorschlagen, dass wir herausfinden, was das für uns beide bedeutet«, fuhr er fort. »Ab morgen werde ich mich für ein langes Wochenende auf mein Boot zurückziehen. Und ich hätte gern, dass du mich begleitest.« Endlich hob er den Blick und sah mich an. »Einverstanden?«

Weil ich nicht wusste, was ich darauf sagen sollte, schnappte ich nach Luft wie ein Fisch an Land.

»Sag einfach ja. Entschuldige den Kalauer, aber wir sitzen im selben Boot. Wir wissen beide, dass da etwas zwischen uns ist, seit unserer ersten Begegnung vor einem Jahr. Offen gestanden hatte ich nach allem, was ich über dich wusste, ein muskelbepacktes Mannweib erwartet. Als ich dich dann mit deinen blauen Augen und rotgoldenen Haaren tatsächlich gesehen habe, war ich sofort hin und weg.«

»Oh«, sagte ich nur, da mir nichts Intelligenteres einfiel.

»Also«, Theo räusperte sich, und ich merkte, dass er genauso nervös war

wie ich. »Lass uns das machen, was wir beide am liebsten tun: Verbringen wir eine Weile gemeinsam auf dem Wasser und geben wir dem, was zwischen uns ist, die Chance, sich zu entwickeln. Selbst wenn sich sonst nichts ergeben sollte: Das Boot wird dir gefallen. Es ist sehr komfortabel. Und schnell.«

»Wird sonst noch jemand an Bord sein?«, fragte ich, als ich endlich meine Stimme wiederfand.

»Nein.«

»Du wirst also der Skipper sein, und ich bin das einzige Crewmitglied?«

»Ja, aber ich verspreche, dass du nicht die ganze Nacht über im Krähenest sitzen musst.« Er schmunzelte. »Ally, sag einfach ja.«

»Okay«, antwortete ich.

»Gut. Und jetzt unterschreib auf der gepunkteten Linie, um ... den Deal zu besiegeln.« Er deutete auf eine Stelle auf der leeren Seite.

Endlich erwiderte ich sein Lächeln, setzte meinen Namen aufs Papier und reichte es ihm. Er studierte es mit ernster Miene, bevor er es in die Plastikmappe schob. »Das wäre also geregelt«, sagte er ein wenig lauter, damit die anderen ihn hörten. »Wir sehen uns dann mittags unten am Hafen, damit ich dir deine Aufgaben noch genauer erklären kann.«

Nachdem er mir verschwörerisch zugezwinkert hatte, schlenderten wir zu den anderen zurück. Ich wäre vor Aufregung am liebsten gehüpft.

II

Ich sollte erwähnen, dass wir beide nicht wussten, was uns erwartete, als wir mit seiner *Neptun*, einer Sunseeker, einer schlanken, schnellen Motorjacht, die gute sechs Meter länger war als die Hanse, mit der wir an der Regatta teilnehmen wollten, von Naxos losfuhren. Mittlerweile hatte ich mich so sehr daran gewöhnt, mir den geringen Raum auf dem Boot mit vielen anderen zu teilen, dass mir der großzügig bemessene Platz, den wir beide nun für uns allein hatten, fast verdächtig vorkam. Die Kapitänskajüte war luxuriös mit hochglanzpoliertem Teak ausgestattet, und beim Anblick des großen Doppelbetts darin erinnerte ich mich mit Unbehagen an das letzte Mal, als wir im selben Zimmer geschlafen hatten.

»Die Jacht habe ich vor ein paar Jahren billig bekommen, weil der Eigentümer Bankrott gemacht hat«, erklärte Theo, als er die *Neptun* aus dem Hafen von Naxos steuerte. »Immerhin habe ich seitdem ein Dach über dem Kopf.«

»Du wohnst hier?«, fragte ich überrascht.

»In den längeren Pausen komme ich bei meiner Mum in London unter, aber im vergangenen Jahr habe ich die wenige Zeit, in der ich nicht an Rennen teilnahm, hier verbracht. Obwohl ich mir allmählich ein Zuhause an Land wünschen würde. Ich habe mir gerade etwas gekauft, aber da steht noch viel Arbeit an, und der Himmel allein weiß, wann ich Zeit haben werde, mich an die Renovierung zu machen.«

Da ich die *Titan*, die ozeantaugliche Superjacht meines Vaters mit ihrer ausgeklügelten computergesteuerten Navigation, gewöhnt war, konnten wir die *Neptun* abwechselnd lenken. Doch an jenem ersten Morgen fiel es mir schwer, mich von meiner angestammten Rolle an Bord zu lösen. Wenn Theo mich bat, etwas zu tun, musste ich mich zusammenreißen, nicht mit »Ja, Skipper!« zu antworten.

Zwischen uns herrschte eine deutlich spürbare Spannung – wir wussten beide nicht, wie wir von unserem bisherigen Verhältnis zu einer

vertrauteren Basis gelangen sollten. Unsere Gespräche waren gestelzt; da ich in dieser merkwürdigen Situation jedes meiner Worte hinterfragte, beschränkte ich mich auf Floskeln. Theo war ohnehin wortkarg, und als wir zum Mittagessen vor Anker gingen, bekam ich allmählich das Gefühl, dass das Ganze eine schlechte Idee gewesen war.

Ich war dankbar, als er zum Salat eine Flasche gekühlten provenzalischen Rosé auf den Tisch stellte. Obwohl ich auf dem Wasser nie viel Alkohol trank, leerten wir sie ziemlich schnell. Um Theo zum Reden zu bringen, sprach ich mit ihm übers Segeln. Wir gingen noch einmal unsere Strategie für die Zykladenregatta durch und diskutierten darüber, wie anders die Rennen bei den bevorstehenden Olympischen Spielen in Peking sein würden. Die letzte Qualifikation für einen Platz im Schweizer Team würde für mich Ende des Sommers stattfinden, und Theo teilte mir mit, dass er für die Vereinigten Staaten antreten wolle.

»Dann bist du also gebürtiger Amerikaner? Du klingst so britisch.«

»Ich habe einen amerikanischen Vater und eine englische Mutter, war im Internat in Hampshire, dann in Oxford und schließlich in Yale«, erzählte er. »War immer schon ein Streber.«

»Und was hast du studiert?«

»Altphilologie in Oxford, und anschließend habe ich in Yale den Master in Psychologie gemacht. Ich hatte das Glück, für das Segelteam der Uni ausgewählt zu werden, und am Ende war ich Kapitän. War alles sehr elitär. Und du?«

»Ich habe am Genfer Konservatorium Flöte studiert. Jetzt begreife ich manches«, meinte ich grinsend.

»Was begreifst du?«

»Dass du gern Leute analysierst. Und dein Erfolg als Skipper beruht mindestens zur Hälfte darauf, dass du so gut mit deiner Crew umgehen kannst. Besonders mit mir«, fügte ich, durch den Alkohol mutig geworden, hinzu. »Deine Kritik hat mir geholfen, auch wenn ich sie anfangs nicht hören wollte.«

»Danke.« Er senkte verlegen den Blick. »In Yale konnte ich meine Liebe zum Segeln mit der Psychologie verbinden und habe meinen für manche

ungewöhnlichen Führungsstil entwickelt.«

»Haben deine Eltern deine Liebe zum Segeln gefördert?«

»Meine Mutter schon, aber mein Vater ... Sie haben sich getrennt, als ich elf war, und ein paar Jahre später folgte die ziemlich unschöne Scheidung. Danach ist Dad in die Staaten zurückgegangen. In meiner Kindheit habe ich die Ferien bei ihm verbracht, doch weil er ständig arbeitete oder unterwegs war, hat er Kindermädchen für mich eingestellt. Zu Wettbewerben in Yale hat er mich ein paarmal besucht, aber ich kann nicht behaupten, ihn besonders gut zu kennen. Ich weiß nur, was er meiner Mum angetan hat, und muss zugeben, dass das meine Meinung über ihn beeinflusst. Lassen wir das Thema. Ich würde dich gern einmal Flöte spielen hören«, sagte er und sah mir tief in die Augen, wandte den Blick jedoch schon bald wieder ab.

Frustriert darüber, dass meine Versuche, ihn aus der Reserve zu locken, nichts fruchteten, verfiel auch ich in gereiztes Schweigen. Nachdem wir die schmutzigen Teller in die Kombüse getragen hatten, sprang ich von der Seite des Boots ins Wasser und schwamm eine Weile mit schnellen Zügen, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

»Wollen wir uns auf dem Oberdeck in die Sonne legen, bevor wir weiterfahren?«, fragte er, als ich zurück an Bord war.

»Okay«, antwortete ich, obwohl ich spürte, dass meine helle, sommersprossige Haut schon mehr als genug UV-Strahlung ausgesetzt gewesen war. Normalerweise trug ich auf dem Wasser Sunblocker auf, aber diese weiße Ganzkörperbemalung wirkte natürlich nicht sonderlich verführerisch. Deswegen hatte ich an jenem Morgen bewusst einen weniger hohen Lichtschutzfaktor verwendet, was ich inzwischen fast bedauerte.

Theo nahm zwei Flaschen Wasser aus der Kühlbox, bevor wir auf das komfortable Sonnendeck im Bug der Jacht gingen. Dort ließen wir uns nebeneinander auf dicken Kissen nieder, von wo aus ich immer wieder verstohlen zu ihm hinüberschaute. Mein Herz klopfte beim Anblick seines halbnackten Körpers wie wild. Wenn er nicht bald die Initiative ergriff, dachte ich, wäre ich gezwungen, mich ausgesprochen undamenhaft auf ihn zu stürzen.

In den Augenhöhlen steckten winzige bernsteinfarbene Steine, die mich in der schwachen Morgensonne anfunkelten.

»Wem hast du gehört? Und in welcher Beziehung standen deine Besitzer zu mir?«, fragte ich mit leiser Stimme.

Nachdem ich den Panther in das Etui zurückgelegt hatte, erhob ich mich und trat zu der Armillarsphäre. Das letzte Mal war ich mit meinen Schwestern davorgestanden. Wir hatten uns gefragt, was sie bedeutete und warum Pa sie uns hinterlassen hatte. Ich betrachtete die goldene Kugel in der Mitte und die silbernen Bänder, die sie elegant umfassten. Sie war fein gearbeitet; die Umrisse der Kontinente ragten stolz aus den sieben Weltmeeren hervor. Ich las die griechischen Namen meiner Schwestern – Maia, Alkyone, Celaeno, Taygeta, Elektra ... und natürlich den meinen: Asterope.

Was ist ein Name?, zitierte ich Shakespeares Julia und überlegte wie so oft, ob wir die Persönlichkeiten unserer mythischen Namensgeberinnen angenommen oder ob diese Namen *uns* adoptiert hatten. Anders als bei meinen Schwestern schien nicht sonderlich viel über den Charakter meiner Namensvetterin bekannt zu sein. Manchmal fragte ich mich, ob ich mich deshalb im Kreis meiner Schwestern so unsichtbar fühlte.

Maia, die Schöne; Ally, die Anführerin; CeCe, die Pragmatikerin; Tiggy, die Fürsorgliche; Elektra, die Temperamentvolle ... und ich. Offenbar war mir die Rolle der Friedensstifterin zugeordnet.

Wenn Schweigen bedeutet, dass Frieden herrscht, stimmte das wohl. Und wenn man von Geburt an auf diese Rolle festgelegt ist, versucht man, sie auszufüllen. Bei meinen Schwestern bestand jedenfalls keinerlei Zweifel daran, dass sie zu den Persönlichkeiten ihrer mythischen Vorbilder passten.

Merope ...

Als mein Blick auf das siebte Band fiel, trat ich näher. Anders als bei den anderen Bändern befanden sich auf diesem keine Koordinaten und kein Zitat. Die fehlende Schwester; die siebte Tochter, auf die wir alle gewartet, die Pa Salt jedoch nie zu uns gebracht hatte. Existierte sie? Oder hatte Pa, der Perfektionist, das Gefühl gehabt, dass die Armillarsphäre ohne ihren Namen nicht komplett wäre? Möglicherweise würden wir, wenn eine von uns Schwestern ein Kind bekäme, dieses, falls es ein Mädchen wäre, der sieben Bänder wegen »Merope« nennen.

Ich setzte mich auf die Bank und versuchte mich zu erinnern, ob Pa mir gegenüber jemals etwas von einer siebten Schwester erwähnt hatte. Meines Wissens hatte er das nicht. Er hatte überhaupt nur selten über sich selbst geredet und sich immer mehr für das interessiert, was sich in *meinem* Leben abspielte. Obwohl ich ihn so sehr liebte, wie eine Tochter ihren Vater nur lieben konnte, und er für mich – abgesehen von CeCe – der wichtigste Mensch auf Gottes Erdboden war, wurde mir plötzlich klar, dass ich so gut wie nichts über ihn wusste.

Nur, dass er Gärten gemocht hatte und offenbar immens reich gewesen

war. Doch wie er sich diesen Reichtum erworben hatte, war mir genauso ein Rätsel wie das siebte Band der Armillarsphäre. Trotzdem hatte ich nie das Gefühl gehabt, dass unser Verhältnis nicht eng war. Oder dass er mir Informationen vorenthielt, wenn ich ihn etwas fragte.

Vielleicht hatte ich einfach nur nie die richtigen Fragen gestellt. Vielleicht hatte keine von uns Schwestern das getan.

Ich erhob mich und schlenderte im Garten herum, um die Pflanzen zu begutachten und mental eine Liste für unseren Gärtner Hans zu erstellen, mit dem ich mich zusammensetzen würde, bevor ich »Atlantis« verließ.

Als ich zum Haus zurückging, merkte ich, dass ich nun, obwohl ich mich so sehr nach »Atlantis« gesehnt hatte, wieder zurück nach London, zu meinem eigenen Leben, wollte.

IV

Ende Juli war es in London heiß und schwül, besonders in der stickigen, fensterlosen Küche in Bayswater, in der ich den ganzen Tag verbrachte. In den knapp drei Wochen dort hatte ich das Gefühl, übers Kochen genug für mein gesamtes Leben zu lernen. Ich würfelte und stiftelte Gemüse nach Art *brunoise* und *julienne*, bis ich das Gefühl hatte, dass das Küchenmesser Teil meines Arms geworden war. Ich knetete Teig, bis mir alles wehtat, und freute mich, wenn er tatsächlich ging.

Jeden Abend wurden wir mit der Hausaufgabe heimgeschickt, Speisefolgen und Zeitabläufe zu planen, und am folgenden Morgen widmeten wir uns der *mise en place* – das heißt, wir legten Zutaten und Kochutensilien auf unseren Arbeitsflächen bereit, bevor wir mit der eigentlichen Zubereitung begannen. Am Ende des Tages putzten wir sämtliche Oberflächen, bis sie glänzten. Mit Befriedigung dachte ich, dass CeCe wenigstens diese Küche niemals durcheinanderbringen würde.

Die Kursteilnehmer waren ein bunt gemischter Haufen: Männer und Frauen, Achtzehnjährige aus wohlhabenden Familien neben gelangweilten Hausfrauen, die ihre Dinnerpartys in Surrey ein wenig aufpeppen wollten.

»Ich bin seit zwanzig Jahren Lastwagenfahrer«, teilte mir Paul, ein stämmiger, geschiedener Vierzigjähriger, mit, während er gekonnt Brandteig für köstliche Käse-*gougères* auf ein Backblech spritzte. »Ich wollte immer schon richtig kochen lernen, und jetzt ist es endlich so weit.« Er zwinkerte mir zu. »Das Leben ist kurz, zu kurz, um unsere Zeit zu vergeuden, oder?«

»Ja«, pflichtete ich ihm aus vollem Herzen bei.

Zum Glück traten Gedanken an meine eigene unbefriedigende Situation im Lauf des Kurses in den Hintergrund. Außerdem half es, dass CeCe genauso beschäftigt war wie ich. Wenn sie nicht gerade Möbel für unsere neue Wohnung aussuchte, fuhr sie mit den roten Londoner Bussen in der Stadt herum, um Anregungen für ihre Installationen, eine Kunstform, die sie vor Kurzem für sich entdeckt hatte, zu finden. Zu diesem Zweck sammelte sie überall Dinge ein und brachte sie in unser winziges Wohnzimmer: verdrehte Metallteile von Schrottplätzen, einen Stapel roter Dachziegel, leere, übelriechende Benzinkanister und eine angekockelte, lebensgroße Puppe aus Stoff und Stroh.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)